

Redaktion: G. E. Dann

Apotheke und Universität

Von Kurt Ganzinger

Nach einem während der feierlichen öffentlichen Sitzung der Internationalen Akademie für Geschichte der Pharmazie am 3. Oktober 1975 in Bremen gehaltenen Vortrag.

Im Bewußtsein der Allgemeinheit ist das Verhältnis der Apotheke (als einer Institution des Gesundheitswesens) zur Universität (als einer Einrichtung zur institutionalisierten Pflege der Wissenschaften in Forschung, Lehre, Studium und Ausbildung) durch die Tatsache bestimmt, daß heute in allen Ländern der Erde die Ausübung einer qualifizierten pharmazeutischen Tätigkeit, vor allem die Leitung einer Apotheke, ein durch ein Examen abgeschlossenes Studium an einer Universität oder an einer gleichrangigen Hochschule zur Voraussetzung hat. Aber nicht die Wirksamkeit der Universität als Ausbildungsstätte für die künftigen Angehörigen des Apothekerberufes soll der eigentliche Gegenstand dieser Betrachtungen sein. Ist sie doch im wesentlichen erst im 19. Jahrhundert dazu geworden, und die rund 170 Jahre, seit welchen sich diese Entwicklung vollzog, bilden nur einen verhältnismäßig kleinen Teil innerhalb der mehr als achthundertjährigen Vergangenheit, auf welche beide, Universität und Apotheke, zurückblicken können.

Anliegen dieses Beitrages ist es vielmehr, darzulegen, daß eine von der Sache her begründete Verbindung zwischen den beiden Institutionen von allem Anfang her besteht. Es scheint keineswegs ein Zufall zu sein, daß in Montpellier, am Sitz einer der ältesten medizinischen Schulen des Abendlandes, mit dem Eid der „especiadores“ die früheste bis heute bekannte gesetzliche Regelung des Apothekenwesens in Europa aus ebendemselben Jahr 1180 erhalten geblieben ist, in dem die medizinische Schule durch Privilegien in ihrem Rang erhöht wurde (1).

So mögen diese Ausführungen auf die folgenden Sätze gegründet sein, die im einzelnen zu belegen sein werden:

Universität und Apotheke sind zwei gleich alte Institutionen, die ihre Entstehung dem gleichen Umstand verdanken, nämlich der im 11. Jahrhundert beginnenden neuen europäischen Stadtkultur und dem gleichzeitig festzustellenden Erwachen der Wissenschaftlichkeit in der geistigen Welt des Abendlandes.

Die Verwissenschaftlichung der Heilkunde durch die Übernahme des von den Arabern bewahrten und weitergebildeten medizinischen Schrifttums der Antike verlegt einerseits die Berufsausbildung des Arztes auf die sich eben konstituierenden Universitäten, sie veranlaßt andererseits den – nunmehr zu einem auch mit allen Standeseigenschaften eines solchen ausgestatteten Gelehrten gewordenen – Arzt, die dieser seiner neuen gesellschaftlichen Stellung nicht mehr gemäßen handwerklichen Seiten seines Berufes untergeordneten Helfern zu überlassen: das sind für die Wundheilkunde die Chirurgen und für die Arzneigewinnung und Arzneibereitung die aus dem Berufsstand der Spezereihändler hervorgehenden Pharmazeuten, die Apotheker.

Bei der Universität liegt die Überlieferung, Pflege und Weiterbildung der wissenschaftlichen Grundlagen der Pharmazie, die für lange Zeit noch einen integrierenden Bestandteil des ärztlichen Wissens bilden.

Die Universität, im besonderen Fall vertreten durch ihre medizinische Fakultät, nimmt das Recht für sich in Anspruch, die Tätigkeit der niederen Heilberufe grundsätzlich zu regeln und jederzeit darüber zu wachen, ob sie den Forderungen der Wissenschaft entspricht.

Unabhängig von dem stets prinzipiell vertretenen Anspruch der Universität bzw. ihrer medizinischen Fakultät auf eine solche normative und kontrollierende Funktion wird diese wegen der Zersplitterung vor allem Deutschlands in zahlreiche Territorialgewalten und wegen der weitgehenden Autonomie der Stände während des Mittelalters allerdings nur bedingt wirksam; im wesentlichen bloß in jenen Städten, die frühzeitig Sitz einer Universität mit einer blühenden medizinischen Fakultät waren.

Es sollte nicht übersehen werden, daß dort, wo keine Universität bestand, die das Gesundheitswesen bestimmenden fürstlichen Leib- und Hofärzte, die Stadtärzte und die Mitglieder des Collegium medicum einer Stadt oder einer Provinz in ihrem Verhalten gegenüber den niederen Heilberufen, im besonderen auch gegenüber den Apothekern, von jenen Grundsätzen bestimmt waren, die sie sich während ihres Studiums an einer Universität zu eigen gemacht hatten.

In Deutschland blühte das Apothekenwesen frühzeitig in mehreren Reichsstädten, die überhaupt keine oder doch wenigstens lange Zeit hindurch keine Universität besaßen, wie Frankfurt am Main, Augsburg oder Ulm; das gilt ganz besonders für Nürnberg, wo die Geschichte des Apothekenwesens auf Grund der vielen erhalten gebliebenen archivalischen und gegenständlichen Quellen, nicht zuletzt von *Hermann Peters* (2), ausgezeichnet erforscht war und daher als beispielhaft für die Verhältnisse in Deutschland schlechthin betrachtet wurde.

Indem hier der unmittelbare Einfluß der Universität auf die Apotheke fehlt, der mittelbare aber nicht klar genug erkannt wurde, kommt er in der klassischen deutschen Pharmaziegeschichtsschreibung nicht in der ihm angemessenen Form zum Ausdruck, so daß es in ihren Werken eher nur beiläufige Bemerkungen sind, wenn für die ältere Zeit von Universitäten überhaupt die Rede ist. –

Vom Beispiel der 1365 gegründeten Universität Wien, als der ältesten der heute im deutschen Sprachraum bestehenden Hochschulen, ausgehend, soll im folgenden gezeigt werden, wie dieser Einfluß der Universität auf das Apothekenwesen von allem Anfang an als ein legitimes Recht betrachtet und im Laufe der Zeit mit allerdings wechselndem Erfolg, aber doch stets mit nachdrücklich vertretenem Anspruch, verfolgt und durchgesetzt werden konnte. Die schon im 19. Jahrhundert einsetzende genaue Erforschung der Wiener Universitätsgeschichte und vor allem die aus den Jahren 1399 bis 1724 erhaltenen und zwischen 1894 und 1912 von *Karl Schrauf* und *Leopold Senfelder* in sechs Bänden herausgegebenen „Acta facultatis medicae“ gewähren dazu ein reiches Material, das

(1) W.-H. Hein u. K. Sappert, Die Medizinalordnung Friedrichs II. Veröff. d. Int. Ges. f. Gesch. d. Pharmazie, N. F. Bd. 12. Eutin 1957.

(2) H. Peters, Aus pharmazeutischer Vorzeit in Bild und Wort. I. Bd., 3. Aufl., Berlin 1910.

auch mehrfach schon von anderen Autoren in unserem Sinn ausgewertet worden ist (3).

Bei näherem Zusehen lassen sich dann – unter bewußter Beschränkung auf die Verhältnisse in Deutschland – auch für die anderen Hochschulen zahlreiche Einflußnahmen auf das örtliche Apothekenwesen feststellen, wobei das Schrifttum zur Geschichte der einzelnen Universitäten ebenso ergiebig ist wie die pharmaziehistorische Literatur. Bevor wir darauf im einzelnen eingehen, sei ein kurzer Überblick über die Entstehung und Entwicklung der Universitäten im allgemeinen gestattet (4).

„Die abendländische Universität ... erwuchs ... aus dem Aufstieg der Wissenschaften seit dem 11. Jahrhundert, der Konzentrierung einer großen Zahl von Schülern und infolgedessen auch von Lehrern an Stätten gehobener Pflege der Wissenschaft und Tradition dieser und schließlich aus dem Bedürfnis des Zusammenschlusses der Hörer einerseits und der Lehrer andererseits in Korporationen (5).“ Die oft von weither zusammengeströmten Schüler bildeten die meist nach vier Nationen gegliederte „Universitas scholarium“ vor allem zur Erlangung und Behauptung ihrer Rechte gegenüber der Stadtbevölkerung. Die Lehrer dagegen vereinigten sich zu dem nach wissenschaftlichen Disziplinen aus vier Fakultäten zusammengesetzten „Consortium magistrorum“. Sein Zweck bestand in erster Linie in der Ordnung des Studiums, in der Erteilung der „Licentia docendi“ an neu hinzukommende Lehrer und in der Durchführung der Prüfungen, mit denen die Eignung hiezu festzustellen war. Diese Entwicklung vollzog sich im frühen 12. Jahrhundert erstmals in Paris, wo besonders Theologie und Philosophie gelehrt wurden und in der Person des Universitätskanzlers ein starker kirchlicher Einfluß gegeben war, wie andererseits in Bologna, wo die Jurisprudenz im Vordergrund stand und mit der weitgehenden studentischen Selbstverwaltung ein weltlicher Geist vorherrschte.

Aus gemeinsamen Interessen fanden sich Lehrer und Schüler bald zur „Universitas magistrorum et scholarium“ zusammen, ein Ausdruck, der für die Hohe Schule in Oxford seit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts belegt ist. Als „Studium generale“ unterschieden sich diese Schulen wegen der Herkunft ihrer Schüler aus allen Ländern der Christenheit und wegen des gegenseitig anerkannten Rechtes auf Erteilung der „Licentia ubique docendi“ von den gleichzeitigen oder älteren Partikularschulen, die nur eine begrenzte örtliche Bedeutung besaßen. In der Regel schuf der Kaiser oder der Landesherr durch die Stiftungsurkunde die rechtliche und wirtschaftliche Grundlage für diese Gemeinschaften, der Papst erteilte ihnen die Erlaubnis zur Lehre der Wissenschaften. Solche Universitäten entstanden noch vor dem Jahr 1300 in größerer Anzahl in Italien, Frankreich, Spanien und Portugal. Sie waren im Geist der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung autonom in ihrer Verfassung durch das Recht zur Erstellung ihrer eigenen Statuten, sie besaßen völlige Unabhängigkeit in der Verwaltung ihres Vermögens und ihrer Einkünfte durch selbstgewählte Organe, und sie übten eine eigene Gerichtsbarkeit über Schüler und Lehrer aus und über die der Universität als „servitores“ zugehörigen Pedellen, Schreiber, Buchbinder und andere von der Hochschule abhängigen Personen.

Auf dem Gebiet des Deutschen Reiches hat bekanntlich Kaiser Karl IV. aus dem Hause Luxemburg im Jahr 1348 in Prag nach dem Muster von Paris, wo er selbst studiert hatte, die erste Universität gestiftet. 1365 folgte ihm sein Schwiegersohn, der Habsburger Herzog Rudolf IV., mit der Errichtung der Universität in Wien nach (6), dann entstanden auf deutschem Boden im gleichen Jahrhundert noch die Universitäten in Heidelberg 1386, in Köln 1388 und in Erfurt 1392, die beiden letzteren als städtische Gründungen. Bis zum Jahr 1500 kamen in Deutschland weitere elf Universitäten hinzu.

Zur Zeit des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit mußte sich die Universität mit zwei neuen Tendenzen auseinandersetzen: mit den der scholastischen Lehrweise entgegengesetzten Bestrebungen des Humanismus, der neuen Philosophie und der Naturwissenschaften sowohl, wie mit den Versuchen des Staates, Einfluß auf die Hochschulen zu gewinnen. So wurde in Wien nach ersten Reformversuchen in den Jahren 1533 und 1537 von Kaiser Ferdinand I. im Jahr 1554 ein neues Statut für die Universität erlassen. Ein von der Regierung bestellter Superintendent beaufsichtigte nun die gesamte Verwaltung der Hochschule, und für jede Fakultät wurde eine bestimmte Anzahl von Professoren für bestimmte Lehrfächer vorgeschrieben, während in der mittelalterlichen Universität alle Magister der artistischen und alle Doktoren der anderen Fakultäten nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet waren, regelmäßig Vorlesungen zu halten.

In der Folge der Reformation trat in Deutschland ein neuer Typus der Hochschulen mit den von den Landesherrn gestifteten konfessionell ausgerichteten Universitäten auf. Als erste ist die protestantische Universität in Marburg an der Lahn von 1527 zu nennen, der weitere zehn Hochschulen dieser Art im mittleren und nördlichen Deutschland folgten, während es bald zu ebenso vielen katholischen Gründungen vorwiegend in Süddeutschland kam.

Dem Geist der Aufklärung ist die 1694 eröffnete Universität in Halle an der Saale verpflichtet, im Zeichen des Neuhumanismus stand die Universität in Göttingen von 1737. Zugleich verstärkte sich im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus die Tendenz zur weiteren Zurückdrängung der Universitätsautonomie. Sie gelangte schließlich zum vollen Sieg durch die gänzliche Umwandlung der Universitäten in staatliche Lehranstalten für die Heranbildung brauchbarer Männer zum Dienst im Staat und in der Gemeinschaft. Beispiele dafür sind die Reformen der bayerischen Landesuniversität in Ingolstadt unter Kurfürst Maximilian III. Joseph von 1746 und die Erneuerung der Wiener Universität durch Maria Theresia unter dem Einfluß des Niederländers Gerard van Swieten seit dem Jahr 1749 (7). Die Professoren wurden hier nun nicht mehr vom Universitätskonsistorium gewählt, sondern von der Herrscherin ernannt. Sie hatten sich im Unterricht streng an die vorgeschriebenen Lehrbücher zu halten und waren sogar von der Wahl zum Rektor oder Dekan ausgeschlossen, um durch solche Ämter nicht von ihren Lehrverpflichtungen abgehalten zu werden. Die Leitung jeder Fakultät war dem hiezu ernannten Präses übertragen, die Beaufsichtigung des Unterrichts den Studiendirektoren. Der Staat bestritt nun zum größten Teil den Aufwand der Universität, die Geldgebarung besorgte der vom Staat bestellte Universitätskassier. Die Gerichtsbarkeit der Wiener Universität wurde zunächst auf die Studenten, Doktoren und Professoren beschränkt und schließlich 1783 ganz aufgehoben.

Unter den Fakultäten nahm die „artistische“ eine Sonderstellung ein, weil ihr Besuch die Voraussetzung für das Studium an einer der drei „oberen“ Fakultäten war (8). Ihren

(3) Dispensatorium pro pharmacopoeis Viennensibus in Austria. Herausgegeben und eingeleitet v. L. Senfelder. Wien 1907. — I. Schwarz, Geschichte des Wiener Apothekerwesens im Mittelalter. Geschichte der Apotheken und des Apothekerwesens in Wien von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Hg. v. Wiener Apotheker-Hauptgremium. Bd. I. Wien 1917. — J. Noggler, Die Wiener Apothekerordnungen 1564–1770. In: Die Vorträge der Hauptversammlung in Stuttgart 1936. Veröff. d. Ges. f. Gesch. d. Pharmazie. Mittenwald o. J. — H. Kühnel, Mittelalterliche Heilkunde in Wien. Studien z. Gesch. d. Univ. Wien, Bd. 5. Graz–Köln 1965. — O. Nowotny, Die Bedeutung der medizinischen Fakultät der Universität Wien für das Apothekenwesen Wiens von der Gründung der Universität bis 1770. Österr. Apoth.-Ztg. 19 (1965) S. 298.

(4) P. H. Denifle, Die Entstehung der Universitäten des Mittelalters bis 1400. Berlin 1855. — G. Kaufmann, Die Geschichte der Deutschen Universitäten. 2 Bde. Stuttgart 1888 u. 1896. — R. Gf. Du Moulin Eckart, Geschichte der deutschen Universitäten. Stuttgart 1929. — R. Meister, Beiträge zur Gründungsgeschichte der mittelalterlichen Universität. In: Anzeiger d. phil.-hist. Klasse d. Österr. Akad. d. Wiss., 1957, Nr. 4. Wien 1957.

(5) R. Meister, Entwicklung und Reformen des österreichischen Studienwesens. Teil I. Österr. Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Klasse, Sitzungsberichte. 239. Bd., Wien 1963. S. 39.

(6) R. Kink, Geschichte der kaiserlichen Universität zu Wien. I. u. II. Teil. Wien 1854. — J. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität im ersten Jahrhundert ihres Bestehens. 2 Bde. Wien 1865 u. 1877. — Geschichte der Wiener Universität von 1848 bis 1898, hg. v. Akademischen Senat der Wiener Universität. Wien 1898. — A. Goldmann, Die Wiener Universität 1519–1740. In: Geschichte der Stadt Wien. Hg. v. Altertumsverein zu Wien. Bd. 6. Wien 1917.

(7) E. Lesky, Österreichisches Gesundheitswesen im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus. Archiv f. österr. Geschichte. 122. Bd., 1. Heft. Wien 1959. — Gerard van Swieten und seine Zeit. Hg. v. E. Lesky u. A. Wandruszka. Studien z. Gesch. d. Univ. Wien, Bd. 12. Wien–Köln–Graz 1973.

(8) R. Meister, Das Werden der philosophischen Fakultät Wien. In: Almanach d. Akad. d. Wiss. in Wien f. d. Jahr 1936. 86. Jg. Wien 1936.

Namen verdankt sie der Pflege der „septem artes liberales“, die aber bald vor allem durch die Übernahme der Lehren des *Aristoteles* erweitert wurden, so daß in der Gründungs-urkunde der Wiener Universität von 1365 der Wissenschaftsbereich der Artistenfakultät mit „artes et scientiae naturales, morales et liberales“ umschrieben wird. Mit dem weiteren Wandel des Lehrstoffes tritt seit dem 16. Jahrhundert immer häufiger die Bezeichnung „*facultas philosophica*“ auf, um sich dann im 17. Jahrhundert endgültig durchzusetzen. Ihre untergeordnete Stellung als Vorstufe für den Besuch einer der anderen Fakultäten behielt sie aber noch lange bei. An den österreichischen Universitäten wurde erst nach der Revolution von 1848 die philosophische Fakultät neu organisiert und ihr die Pflege der allgemeinen Wissenschaften um ihrer selbst willen und damit in ihrer ganzen Breite und Tiefe zur Aufgabe gemacht.

Die medizinische Fakultät der mittelalterlichen Universität umfaßte nicht nur jene Doktoren, die Vorlesungen hielten, sondern auch jeden, der einmal an ihr den Doktorgrad erlangt hatte. In Wien waren ihr alle in der Stadt praktizierenden Ärzte zugehörig, und wenn sich ein von auswärts zugezogener Arzt hier niederlassen wollte, so mußte er zuvor durch einen besonderen Repetitionsakt von der Fakultät in ihre Reihen aufgenommen worden sein. Dadurch war die medizinische Fakultät zur gleichen Zeit sowohl Lehranstalt als auch ärztliche Ständevertretung nach Art unserer Ärztekammern. Sie hat diese Eigenschaft bis in das 19. Jahrhundert behalten; erst 1848 erfolgte ihre Teilung in ein Professorenkollegium und in ein Doktorenkollegium, und 1873 schied endlich das letztere gänzlich aus der Fakultät aus (9).

Indem die mittelalterliche medizinische Fakultät von Anfang an als gleichsam zunftmäßige Vereinigung der Ärzte ihre Mitglieder gegen Kurfuscher und andere Auswüchse des Gesundheitswesens verteidigte, vertrat sie zugleich ein Anliegen der öffentlichen Wohlfahrt und vermochte so wie eine Gesundheitsbehörde aufzutreten. In diesem Sinne beanspruchte sie vor allem ein Aufsichtsrecht über alle anderen Heilberufe.

Die Universität in Wien war zunächst in ihrer Entwicklung gehemmt, weil der Stifter, Herzog *Rudolf IV.*, wenige Monate danach verstarb und seine Brüder längere Zeit hindurch in Erbstreitigkeiten verwickelt waren. Erst 1384 konnte der ältere der beiden, Herzog *Albrecht III.*, den Stiftsbrief in feierlicher Form erneuern, nachdem er vom Papst auch die anfangs verweigerte Erlaubnis für eine theologische Fakultät erhalten hatte. In den folgenden Jahren vermochte sich auch die medizinische Fakultät erst richtig zu entfalten, ihre ältesten erhalten gebliebenen Statuten stammen aus dem Jahr 1389.

Der erste Apotheker in Wien ist aber schon im Jahr 1320 nachweisbar, und aus dem 14. Jahrhundert sind nicht weniger als zehn Wiener Apotheker namentlich bekannt. Sie konnten ihr Gewerbe offenbar unberührt von besonderen Vorschriften als freie Bürger ausüben, und so war es hier der medizinischen Fakultät nicht möglich, die Apotheker unter ihre unmittelbare Aufsicht zu bringen, wie dies in Prag bereits durch die ältesten Statuten der Universität geschehen war und wo 1384 die Apotheker als „*subditi universitatis*“ bezeichnet werden (10).

Nach den seit 1399 erhaltenen Dekanatsakten befaßte sich das Ärztekollegium im Jahr 1404 erstmals mit den Wiener Apotheken. Im Bewußtsein seiner Stellung gegenüber den anderen Heilpersonen legte es bald danach den Entwurf zu einer zwölf Punkte umfassenden Apothekerordnung vor. Sie sollte die Apotheker einer strengeren Aufsicht unterwerfen, ihre Tätigkeit gegenüber jener der Ärzte abgrenzen und sie zur Ablegung eines Kunsteides vor der medizinischen Fakultät verpflichten. Das alles ist aber nicht wirksam geworden, weil die Apotheker als Bürger eben nicht der Jurisdiktion der Universität unterstanden, sondern dem Stadtrat, dieser aber seine

eigenen Rechte wahren wollte und zuletzt doch niemals ernsthaft bereit war, die Sache verbindlich zu ordnen. Zwar verfügte bereits 1406 der Bischof von Passau als die damals auch für Wien zuständige kirchliche Obrigkeit unter Androhung der Exkommunikation, daß in seiner Diözese niemand ohne Zulassung durch die Wiener Universität als Arzt, Wundarzt oder Apotheker praktizieren dürfe (11); im einzelnen aber blieben für das Gebiet der Stadt Wien alle weiteren Schritte der Fakultät und die bald in gutem Einvernehmen, bald unter Androhung von Gegenmaßnahmen geführten Verhandlungen der Doktoren auf der einen Seite mit den Apothekern und der Stadtbehörde auf der anderen jahrzehntlang ergebnislos. Ein neuer Vorschlag der Fakultät für eine Apothekerordnung von 1457 erreichte nicht mehr als der erste Versuch von 1404.

Nachdem es also zwischen Fakultät und Stadt niemals zu einer Einigung gekommen war, übertrug Kaiser *Maximilian I.* durch ein Privileg im Jahr 1517 der Fakultät die Aufsicht über die Apotheken im Namen und Auftrag des Landesfürsten. Schließlich erließ im Jahr 1564 Kaiser *Ferdinand I.* als Landesherr für seine Residenzstadt eine ausführliche Apothekerordnung mit 26 Punkten in deutscher Sprache, die auch so gleich im Druck erschien. Die Ansprüche der medizinischen Fakultät fanden darin nicht zuletzt dadurch Berücksichtigung, daß künftig jeder Apotheker, der sich in Wien niederlassen wollte, vor zwei von der Fakultät benannten Ärzten und zwei älteren Wiener Apothekern eine theoretische und praktische Prüfung abzulegen hatte. Wegen des der Fakultät zu leistenden Apothekereides gab es noch ernste Konflikte zwischen dieser und der Stadt, die aber Kaiser *Maximilian II.* endgültig 1569 zugunsten der ersteren entschied.

Das Arzneibuch für Wien, das die Fakultät auf Grund der Apothekerordnung verfassen sollte, lag erst 1570 im Manuskript als „*Dispensatorium pro pharmacopoeis Viennensibus in Austria*“ fertig vor (12). Es ist unter den besonderen Wiener Verhältnissen, trotz mehrfacher Anläufe von beiden Seiten während der folgenden Jahre, weder gedruckt noch jemals amtlich in Kraft gesetzt worden und schließlich geriet es sogar vorübergehend in Verlust. So erlangte schließlich die Augsburger Pharmakopöe von 1613 zusammen mit einem 1618 dafür „*a decano et collegio medico archigymnasii Viennensis*“ verfaßten gedruckten Katalog der in Wien gebräuchlichen Arzneien Gültigkeit. Als 1729 das inzwischen gebildete Wiener Apothekerkollegium mit dem „*Dispensatorium pharmaceuticum Austriaco-Viennense*“ endlich das erste bodenständige Arzneibuch herausgab, da bedurfte es dazu der Druckerlaubnis durch den Rektor der Universität, den Dekan und die Professoren der medizinischen Fakultät.

Unter dem Erstarken der landesfürstlichen Gewalt im 17. Jahrhundert war nämlich auch der Einfluß der medizinischen Fakultät auf das Apothekenwesen gewachsen. Bezeichnend ist dafür der Umstand, daß nun jeweils, wenn ein Herrscher gestorben war und sein Nachfolger die Privilegien der Universität bestätigte, zugleich auch die Wiener Apothekerordnung verbessert und aufs neue bekräftigt wurde. Im Jahr 1644 erhielt sie auf Befehl des Kaisers eine neue Fassung und wurde in ihrer Wirksamkeit auf ganz Nieder- und Oberösterreich ausgedehnt.

Wenn alle paar Jahre in einer der Wiener Apotheken Theriak und Mithridat bereitet wurden, so mußte dies nach der Apothekerordnung öffentlich in Anwesenheit der gesamten Fakultät, der kaiserlichen Hofärzte und aller Wiener Apotheker geschehen und wurde auch in den Fakultätsakten vermerkt. Als es die Fakultät bei einem solchen Anlaß wünschte, ließ der Besitzer der „Apotheke zum weißen Hirsch“ und niederösterreichische Landschaftsapotheker *Friedrich Müller von Loewenstein* im Jahr 1658 unter dem Titel „*Promptuarium pharmacopaeiae Viennensis*“ nebst einer genauen Beschreibung des Theriaks auch ein Verzeichnis aller in seiner Offizin vorrätigen Heilmittel im Druck erscheinen (13).

(9) F. Gall, Die Doktorenkollegien der vier Fakultäten an der Wiener Universität (1849–1873). In: Student und Hochschule im 19. Jahrhundert. Studien zum Wandel der Gesellschaft und Bildung im neunzehnten Jahrhundert, Bd. 12. Göttingen 1975.

(10) W. Tomek, Geschichte der Prager Universität. Prag 1849. — J. Hladik, Die Anfänge der pharmazeutischen Ausbildung an der Karlsuniversität in Prag. Acta facultatis pharmaceuticae Bohemo-slovenicae. Tom. V (1961), S. 199.

(11) A. Schmarda, Das medizinische Doktorenkollegium im 15. Jahrhundert. In: H. Adler, Ein halbes Jahrtausend. Wien 1899.

(12) O. Zekert, Ein Beitrag zur Geschichte der österreichischen Pharmakopöen. Pharmaz. Monatshefte 12 (1931), S. 2.

(13) K. Ganzinger, Promptuarium Pharmacopaeiae Salisburgensis (Über zwei gedruckte Apotheken-Kataloge aus dem 17. Jahrhundert). Österr. Apoth.-Ztg. 12 (1958), S. 326.

Aus dem Jahr 1678 ist das Zeugnis über die Prüfung erhalten geblieben, die der Wiener Apothekerhilfe *Georg Christoph Fuchs* als künftiger Provisor der „Apotheke zum schwarzen Elefanten“ vor dem Dekan und dem Collegium medicum ablegen mußte. Es ist ein wortreiches, mehrere Seiten starkes und prächtig gestaltetes Diplom, ganz in der Art akademischer Urkunden der Barockzeit (14).

Bereits 1404 hatte die medizinische Fakultät feste Arzneipreise verlangt. Es wurde in der Folgezeit oft darüber gesprochen, und aus keiner mittelalterlichen deutschen Stadt sind so viele Aufzeichnungen darüber erhalten geblieben. Liegen doch aus den Jahren von 1443 bis 1459 nicht weniger als vier Verzeichnisse der Wiener Apothekerpreise vor (15), und erst kürzlich konnte noch eine Drogenpreisliste aus jener Zeit aufgefunden werden (16). Aber auch in dieser Frage kam es zu einer offiziellen Regelung nicht vor dem Jahr 1689, in dem endlich zum ersten Mal eine amtliche Wiener Arzneitaxe erschien, nachdem die medizinische Fakultät im Jahr davor eine bereits gedruckte Taxe wegen berechtigter Einwände der Apotheker zurückziehen und neu bearbeiten mußte.

Ein sichtbares Zeichen für die Abhängigkeit der Wiener Apotheker von der medizinischen Fakultät war es, daß sie am Fronleichnamstag und am Fest der Heiligen Kosmas und Damian den Dekan von seiner Behausung abholen, in feierlichem Zug zur Universität und dann zum Stephansdom geleiten mußten, um dort am Gottesdienst teilzunehmen. Noch nach der 1756 aufgezeichneten Eidesformel hatten sie als besonderen Punkt auch diese Verpflichtung zu beschwören (17).

Mit der Universitätsreform zur Zeit des aufgeklärten Absolutismus ging das Recht zur Visitation der Apotheken und zur Prüfung der Pharmazeuten vom Dekan auf den neu bestellten Präses der medizinischen Fakultät über. Seit der Errichtung einer Lehrkanzel für Chemie und Botanik im Jahr 1749 mußten die Lehrlinge und Gehilfen der Wiener Apotheken ein Jahr lang an den für die Medizinstudenten bestimmten Vorlesungen teilnehmen, und später galt das auch in den anderen habsburgischen Universitätsstädten Freiburg im Breisgau, Tyrnau in der Slowakei und Prag (18).

(Wird fortgesetzt)

- (14) G. Roth, Ein Diplom der Wiener Universität für den Apotheker Georg Christoph Fuchs. Zur Geschichte der Pharmazie, 16 (1964), S. 19.
 (15) A. Lutz, Die zweitälteste Wiener Arzneitaxe in einer Basler Handschrift von 1452. Österr. Apoth.-Ztg. 17 (1963), S. 333.
 (16) W.-H. Hein, Eine Wiener Drogenpreisliste vom Jahr 1449. Pharmaz. Ztg. 119 (1974), S. 500.

(17) G. Roth, Vos iurabitis. 600 Jahre Apothekereid an der Universität Wien. Österr. Apoth.-Ztg. 17 (1963), S. 341.

(18) K. Ganzinger, Zur Geschichte des Pharmaziestudiums an der Wiener Universität. Österr. Apoth.-Ztg. 19 (1965), S. 311. — Ders., Zur Geschichte des Doktorats der Pharmazie in Österreich. In: Die Vorträge der Hauptversammlung in Luxemburg 1969. Veröff. d. Int. Ges. f. Gesch. d. Pharmazie. N. F. Bd. 36. Stuttgart 1970. S. 39. — Ders., Ein Pharmazeut als Hochschullehrer. Joseph von Freymuth.

Professor Dr. Robert Rembieliński †

(1894–1975)

Am 7. August 1975 starb in seiner Geburtsstadt Lodz, 81 Jahre alt, Professor Dr. *Robert Rembieliński*, der älteste polnische Pharmaziehistoriker. Die Pharmaziestudien an der Universität in Warschau beendigte er im Jahre 1924. Bald danach ging er als Stipendiat nach Frankreich, wo er unter Leitung von Professor *Grélot* in Nancy eine Dissertation vorbereitete mit dem Titel: „Influence de l'alimentation avec tourteaux de coton et de sésame sur la composition de la matière grasse du beurre“, die besonders ausgezeichnet wurde. Die Doktorwürde erhielt er im Jahre 1926.

Nach der Rückkehr in die Heimat übte er den Apothekerberuf aus. Gleichzeitig arbeitete er in der Filiale des Vereins der Apothekenbesitzer „Polskie Powszechno Towarzystwo Farmaceutyczne“, hielt in seiner wissenschaftlichen Sektion Vorträge und leitete die analytische Sektion. Seit 1932 widmete er sich historischen Forschungen. Nach der Beendigung einer archivalischen Ausbildung widmete er sich Forschungen in den Archiven in Lodz und Warschau. Er interessierte sich für alle Quellen zur Geschichte der Industriestadt Lodz und ihrer Apotheken. Das Ergebnis war die Monographie über einen Baumeister von Lodz, seinen Großvater *Rajmund Rembieliński*, und die Geschichte der Apotheken in dieser Stadt. In dieser Zeit gründete Professor *Rembieliński* – mit andern – die Gesellschaft der Freunde der Stadt Lodz und eine Filiale der Polnischen Historischen Gesellschaft dort. Sein Arbeitsgebiet erweiterte er später auf die Entwicklung der ganzen Pharmazie in Polen und die Geschichte der Medizin im Bezirk Lodz.

Während des 2. Weltkriegs wurde *Rembieliński* nach dem sog. General-Gouvernement umgesiedelt. Nach Beendigung des Krieges organisierte er mit dem Dekan Professor *Muszyński* und anderen Professoren eine neue pharmazeutische Fakultät an der Universität in Lodz und später an der Medizinischen Akademie. Von 1945 an, beinahe 20 Jahre lang, hielt er Vorlesungen über die Geschichte und Propädeutik der Pharmazie und später auch über die Deontologie und Organisation des Apothekerberufes. Das im Anfang spärliche Kabinett für Geschichte der Pharmazie in Lodz erweiterte sich zu einem Institut mit Bibliothek, Archivalien und Musealien und erhielt 1959 einen Lehrstuhl. Er war der einzige damals in Polen. Professor *Rembieliński* hatte bereits 1956 den Dozenten- und sechs Jahre später den Professorentitel erhalten. Obgleich er 1964 pensioniert wurde, hat er doch noch zwei weitere Jahre akademische Vorlesungen gehalten. Unter seiner Leitung wurden 28 Magi-

ster-Arbeiten, vier Doktordissertationen und eine Habilitation (*W. Roeske*) durchgeführt.

Als im Jahre 1947 die Polnische Pharmazeutische Gesellschaft gegründet wurde, wählte man Professor *Rembieliński* in den Hauptvorstand; sieben Jahre lang war er Vorsitzender der Abteilung in Lodz. Er regte auch die Einrichtung historischer Sektionen der Gesellschaft an, die er jahrelang leitete, die in Lodz bis zum letzten Lebenstag. Für elf Jahre war er auch Vorsitzender der dortigen Gruppe der Polnischen Gesellschaft für Geschichte der Medizin.

Professor *Rembieliński* war Mitglied der Société d'Histoire de la Pharmacie und bei der Entstehung der Académie Internationale d'Histoire de la Pharmacie wurde er zum ordentlichen Mitglied berufen. Er repräsentierte die polnische Pharmazie auf dem Kongreß der Deutschen Pharmazeutischen Gesellschaft in Erfurt 1956 und auf dem Kongreß der Fédération Internationale Pharmaceutique in Brüssel 1958, auf welchem er über die Sammlungen des Pharmazie-Museums in Krakau und ihre Entstehung berichtete.

Die Liste der Publikationen von Professor *Rembieliński* umfaßt über 85 Titel von wissenschaftlichen Arbeiten und populären Artikeln, die in polnischen und ausländischen Zeitschriften abgedruckt sind. Sie befassen sich unter anderem mit der Organisation der polnischen Pharmazie im 19. Jahrhundert, der Bedeutung der ersten pharmazeutischen Gesellschaften für die polnische Wissenschaft und die Leistung des Pharmazeuten und Chemikers Professor *Lesiński*. Er ist Verfasser eines vortrefflichen Handbuchs „Historia farmacji“ (1963), welches in vermehrter Ausgabe unter Mitarbeit seiner Tochter, Dr. *Barbara Kuznicka*, 1972 erschien. Dieses Werk hat seinen bedeutenden Platz unter gleichartigen Bearbeitungen in anderen Sprachen.

Die Polnische Pharmazeutische Gesellschaft zeichnete Professor *Rembieliński* mit der Medaille von *Ignacy Łukasiewicz*, dem Entdecker des Petroleums, der Petrollampe und Begründer der Petroleumindustrie aus. Die Staatsbehörden und verschiedene Institutionen bedachten ihn mit vielen Auszeichnungen und Diplomen.

Mit *Rembieliński* verließ uns ein beliebter Kollege, ein geschätzter Historiker und ein guter Pädagoge, dessen Leben die Berufs- und Organisationsarbeit, die soziale und publizistische Tätigkeit ausfüllte.

Dr. habil. W. W. Glowacki

Was ist ein „roter Jude“?

Bemerkungen zu einem pseudoparacelsischen Arkantext bei Benedictus Figulus

Von Joachim Telle

Man darf es zu den Verdiensten von *Paracelsus* rechnen, daß er die traditionelle Auffassung von Alchemie als einer Goldmacherkunst aufgegeben hatte: *Paracelsus* stellte „Alchimia“ in die Dienste einer humanmedizinisch orientierten Pharmazie. Er bestimmte sie als „modus praeparandi rerum medicinalium“¹ und wies ihr eine neue Hauptaufgabe zu, wenn er forderte: „Nicht als die sagen/ Alchimia mache Golt/ mache Silber: Hie ist das fürnehmen/ Mach Arcana/ vnd richte dieselbigen gegen den Krankheiten: Da muß er hinauß/ also ist der grundt“². Derartig bestimmt maß *Paracelsus* der Alchemie, einer Hauptsäule seiner medicina reformata, eine wichtige Bedeutung zu³.

Leben und Werk *Hohenheims* boten freilich einige Anknüpfungspunkte, die es Alchemisten erleichterten, den umstrittenen Arztphilosophen auf ihr Schild zu heben. Unbekümmert um sein Streben, traditionelle Alchemie zu überwinden, zählten ihn goldsüchtige Paracelsisten bald zu den ihren und wirkten in maßgeblicher Weise daran mit, daß man *Paracelsus* zum deutschen *Hermes Trismegistus* stilisierte und sich seit dem 16. Jahrhundert die Legende vom „Lapis“-Besitzer und erfolgreichen Goldmacher *Paracelsus* fest verwurzeln konnte⁴. Im Zuge dieses Mystifikationsprozesses entstanden zahlreiche *Paracelsus* zugeschriebene Schriften, die einen ansehnlichen Teil der frühneuzeitlichen Alchemieliteratur ausmachten. Zu diesem pseudoparacelsischen Schriftencorpus gehört auch eine Prozeßvorschrift, auf die *J. J. Schudt* im „Ovum Hermetico-Paracelsico-Trismegistum“ (Frankfurt 1694) des Kieler Mediziners *Johann Ludwig Hannemann* (1640–1724) stieß, nach der *Paracelsus* „befiehlt den rothen Juden ins Caspische Meer zu stürzen, biß er darinn aufgelöst, darnach zu Aschen zu verbrennen, der dann zu erst weiß, hernach roth wird“^{4a}. Dieses „Rätzel“, in dem *Paracelsus* „die ganze Kunst (der Alchemie) beschreibt“, geht offenbar auf den folgenden, wohl erstmals 1608 in Druck gelangten Text zurück⁵:

Augmentum solis Theophrasti.

Ein grossen Schatz in geringer zeit zu überkommen.

Zeuch hinweg in das Gebürg/ genannt Montes Caspij, in welchem Gebürg die Juden/ die man nennet die Rothen Juden/ die von dem grossen Alexander verschlossen sind: Diese Juden ernehren sich allein mit dem aller besten Goldt/ und darumb ist jr schweiß sehr köstlich. Nimb von diesen Juden/ die allerfeistesten und dicksten/ so viel du wilt/ nemblich ein hundert oder zwey. Dann hundert Juden geben dir vier loth Goldt auff einmahl.

Führe diese Juden in ein warmes Badt/ welches genannt wirdt das trucken Wasser/ dasselbig ligt außwendig dem Gebürg/ und wäsch dieselbigen Juden wol mit diesem Wasser/ unnd reib jhnen die Haut/ das sie weiß wirdt. Darnach mach ein warm Wasser in einem dreyeckichten Gefäß/ biß es begint zu rauchen/ dann ist das Wasser warm genug/ dann laß die Juden darein gehen/ und laß daselbst in stehen ein Ave Maria lang/ darnach geuß das Badtwasser mit den Juden auß/ in ein andere schlechte Bütten/ und krauwe sie mit den Händen oder Pürsten/ biß sie wol Weiß werden/ unnd der Schweiß soll wol durch daselbig Wasser außgezogen werden/ und abgewaschen/ und die Haut wol dünn gemacht/ das geschicht in etlichen Juden einmal/ in etlichen zwey/ in etlichen dreymahl mit dem wäschen im warmen Wasserbadt. Und merck/ wann das diese Juden also dünn und außgeslickt oder außgerieben seind/ so streich das Badtwasser ab jhnen durch ein Pürst und leitte sie an ein orth/ das die Sonn uberauß heiß scheinet/ biß das Badtwasser wol von jhnen abtrucknet. Also werden dann die Juden durch die Hitz und Würckung der Sonnen/ gantz schwarz gleich wie die Mohren. Darnach nimb diese Juden/ und bade sie/ oder netze sie mit Essig und wirff uber sie Pulver/ darmit man salbe pflegt zu machen für den Grindt/ und leitte sie abermals an die Sonnen/ biß das Pulver eingetrucknet ist/ darnach wirff sie in ein Wasser/ Aquam Colaturae Sanguinis Nobilissimi Animalis: Dann wirt jre Haut purgiert/ und wirt widerumb roth wie vor/ und man muß sie mit Judensandt reiben/ darnach führe sie widerumb ins obgemeldte Gebürg/ da sie vor gewesen seindt/ und zeichne diejenigen die du vorhin gehabt hast/ das du sie nicht aber einest nimmest/ so das beschehen/ so nimb das warm Badwasser/ darinn die Juden gebadet haben/ und laß es durch ein Osterlamb Sieb/ so bleibt der Juden Schweiß im selbigen Sieb/ das wasser aber felt hinweg/ dasselbig Wasser behalt/ und nimb den schweiß/ und thue jhn in ein Goldtschmidtigel/ und reducier es in ein Corpus so wirst du das aller beste Goldt haben.

Nota: 24. Juden geben ein loth Schweiß: Also geben 100. Juden vier loth Goldts/ und das magst du in einer wochen siebenmahl thun/ und also magstu in einer wochen von 100. Juden haben 24. Loth Goldt. So du es aber ein ganztes Jahr übest/ so rechne unnd nimb bey dir selbst ab/ was du für einen Schatz bekommest.

Diß ist die allerheimlichste Kunst/ von allen Philosophis verborgen/ Gott sey lob und dank der mir solches geöffnet hat. Summa/ von 100. Juden hast du ein ganzt Jahr 1248. Loth Goldt/etc.

Beatus autem & Felix Qui Haec intellexerit, satis occultata ab oculis insipientum, &c.

In neuerer Zeit wurde dieser Text verschiedentlich beachtet und aus der Flut pseudoparacelsischer Schriften hervorgehoben. Einen Anfang machte *K. Ch. Schmieder*, der unbedenklich *Benedictus Figulus* (Töpfer) für den Verfasser des „Augmentum solis Theophrasti“ nahm und tadelnd feststellte, daß „die Laune dieses Schriftstellers zuweilen in Töpferwitz ausartet“⁶. Diese unbegründet gelassene Äußerung wies fortan der Textdeutung die Richtung: *H. Kopp* fand in der Vorschrift, Gold aus Juden zu machen, das alchemistische Streben derb verhöhnt, und urteilte, wenn auch zögernd, daß sich *Figulus* eines „unziemlichen Sports“ schuldig gemacht habe⁷. Von *K. Sudhoff* wurde der Text

1 *Paracelsus*, Bücher und Schriften, hrsg. von *Johannes Huser*, T. 2, Basel: C. Waldkirch 1589, S. 79 („Paragranum“, Kap. „Der dritte Grundt der Medicin/welcher ist Alchimia“) bzw. ders., Sämtliche Werke, hrsg. von *Karl Sudhoff* (1. Abt.: Medizinische, naturwissenschaftliche und philosophische Schriften), Bd. 8, München 1924, S. 201.

2 Ebd. S. 65 bzw. ed. *Sudhoff*, S. 185. Siehe auch *Paracelsus*, Labyrinth medicorum, Kap. 5 („Von dem buch der alchimei“), ed. *Sudhoff* (Anm. 1), Bd. 11, München/Berlin 1928, S. 186 ff.

3 Vgl. *J. D. Achelis*: Die Überwindung der Alchemie in der paracelsischen Medizin (= Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, math.-naturwiss. Klasse, 3), Heidelberg 1943; *Wilhelm Ganzemüller*: *Paracelsus* und die Alchemie des Mittelalters. In: ders., Beiträge zur Geschichte der Technologie und der Alchemie, Weinheim 1956, S. 300–314; *Walter Pagel*: *Paracelsus*. An introduction to philosophical medicine in the era of the Renaissance, Basel/New York 1958, S. 258–273.

4 Vgl. *Joachim Telle*: *Kilian, Ortheimrich und Paracelsus*. In: *Heidelberger Jahrbücher* 18, 1974, S. 37–49; ders., *Paracelsus* im Gedicht. Weitere Materialien zur Wirkungsgeschichte *Theophrasts von Hohenheim* im 16. und 17. Jahrhundert. In: *Fachprosa-Studien*, hrsg. von *Gundolf Keil*, Berlin 1976 (im Druck); ders., *Paracelsus* bei Kaiser *Maximilian I.* Lügende und Wirklichkeitsdarstellung in einer „Historia“ von *Hans Sachs*. In: *Festschrift für Kurt Goldammer*, hrsg. von *Sepp Domandl*, 1976 (im Druck).

4a *Johann Jacob Schudt*: Jüdische Merkwürdigkeiten. T. III (Nr. 11: „Ein jüdischer Brief, Mesahab genannt, von der Alchimie und Kunst Gold zu machen“), Frankfurt/Leipzig 1714 (Expl. Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel), S. 337. — *Hannemanns* Schrift war mir unzugänglich.

5 *Benedictus Figulus* (Hrsg.): *Rosarium novum olympicum et benedictum*, Das ist: Ein newer Gebenedeyter Philosophischer Rosengart, Basel 1608 (Expl. Leopold-Sophien-Bibliothek Überlingen), T. I, Traktat 4 („Continens Aliquot Arcana, Phil. Theophrasti Paracelsi, De Lapide Philosophorum“), S. 30 f. — Vereinzelt Abbreviaturen wurden aufgelöst; Umlaut — „e“ wurde durch Punkte wiedergegeben und an die Stelle des alchemistischen Zeichens für Gold wurde das Wort gesetzt. Ansonst erfolgt eine buchstabengetreue Textwiedergabe.

6 *Karl Christoph Schmieder*: *Geschichte der Alchemie*, Halle 1832 (= Reprint Ulm 1959), S. 349.

7 *Hermann Kopp*: *Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte*, Heidelberg 1886 (= Reprint Hildesheim/New York 1971), I, S. 237.

ein „alchemistisch Schelmenstück“ geheißen⁸ und *H. Schelenz* hob seinen „derben Witz“ hervor, der den „Unsinn (...) der Darstellung des Goldes aus tierischen Stoffen“ übertrumpft⁹. Schließlich hielt auch *H. Buntz* dafür, daß es sich um eine „Parodie“ bzw. einen „satirischen Text“ handelt, in dem sich wahrscheinlich „enttäuschte Adepten“ ihrem „Ärger Luft machen wollten“¹⁰. Die folgenden Ausführungen mögen darauf aufmerksam machen, daß diese Bemerkungen aus äußeren und inneren Gründen unzutreffend sind.

Einen ersten Hinweis darauf, daß es sich bei dem „Augmentum solis Theophrasti“ um einen von Alchemisten des 17. und 18. Jahrhunderts aus fachlichen Gründen wertgeschätzten Text handelt, gibt die Drucküberlieferung: Flankiert von weiteren pseudoparacelsischen Schriften „De lapide philosophorum“ erscheint der Text 1608 im „Rosarium“, der im Teil I ferner König Salomon, Salomon Trismosin und Johannes Trithemius zugeschriebene Alchemieschriften und im Teil II die von *Figulus* übersetzte Schrift „De lapide benedicto philosophorum“ von *Laurentius Ventura* enthält¹¹. – Fast genau ein Jahrhundert später, 1706, gelangte er im Rahmen einer Neuauflage des von *Hieronymus Reusner* besorgten und erstmals 1582 erschienenen „Pandora“-Drucks durch *Johann Michael Faust* erneut auf den Buchmarkt¹². Beidemale tritt der Text gemeinschaftlich mit Alchemieschriften aus, die eines satirischen Charakters gänzlich entraten.

Auch nötigen Leben und Werk von *B. Figulus* dazu, die Auffassung, er habe über Alchemisten „die Schale seines Spottes ausgegossen“¹³, als ebenso unbegründet zurückzuweisen wie die Behauptung, er sei kein guter Kenner der Alchemieliteratur gewesen und habe deshalb mit dem „Augmentum“ unfreiwillig einen satirischen Text veröffentlicht¹⁴. Lebensgang und Schriften, die eine monografische Behandlung verdienen¹⁵, erlauben solche Feststellungen nicht und machen geradezu Gegenteiliges sichtbar. Sie lassen erkennen, daß *Figulus* zum Kreis um 1600 wirkender Paracelsisten zählte, die der Alchemie den Vorrang vor anderen scientiae einräumten und der „pansophischen“ Bewegung des 17. Jahrhunderts den Weg bereiteten.

Figulus, geboren 1567, gebürtig aus dem fränkischen Uttenhofen, wirkte zeitweilig in Hagenau¹⁶, Frankfurt¹⁷, und Nürnberg¹⁸. Der Pfarrer und „poeta laureatus“ (er nannte sich auch „theosophus“, „philosophus“, „medicus“ und „eremita“) hielt sich um 1606/07 auch in Tirol und Kärnten bei Gleichgesinnten auf¹⁹ und war mit den Tübingern *Johann Valentin Andreae*²⁰ und *Martin Crusius*²¹ näher bekannt. Rückblickend klagte er

1607, daß ihm seine 1587 erfolgte Hinwendung zur „Hermetischen Philosophie“ (Alchemie, paracelsistische Medizin und Naturphilosophie) „allerley verfolgung und drangsal“ gebracht hatte²². – Neben „Leichengedichten“²³, geistlichen Texten²⁴ und „carmina“, darunter ein gegen *Andreas Libavius* gerichtetes Lobgedicht auf die Panacea von *Georg Amwald*²⁵, besteht sein bislang bekanntes Werk hauptsächlich aus Ausgaben und Übersetzungen von medizinischen und alchemistischen Fachschriften. Es zeigt ihn im Licht eines rührigen Publizisten, und der Beifall, den er dem Wirken seiner Zeitgenossen *Johannes Tanck*, *Johannes Thölde* und *Heinrich Khunrath*²⁶ spendete, macht sein literarisch-schriftstellerisches Selbstverständnis ebenso kenntlich wie seine geistige Position, die von alchemistisch-theosophischen Lehren bestimmt wurde und ihn in Erwartung eines mit *Elias Artista* anbrechenden „aureum saeculum“ leben ließ. *Figulus* ist ein überzeugter Vertreter von naturphilosophisch-religiösen Anschauungen, wie sie sich alsbald im Rosenkreuzertum einen nachhaltigen Ausdruck verschaffen sollten. Mit religiös gefärbtem Pathos feierte er *Paracelsus* als „Hocherleuchteten Teutschen Philosophi und Hermetis vere Trismegisti“, „miraculum mundi“, „venerandum lumen totius orbis terrarum“, „phoenix inclutus“ und „hochbegrnadeten Monarchen“. Das Bekenntnis zu einem derartig mystifizierten und zur Unkenntlichkeit glorifizierten *Paracelsus* bildet den cantus firmus seiner Vorreden und emphatisch wird die paracelsistische „Alchymia“ gegen ungenannte Gegner verteidigt. In dieser Hauptquelle der pansophisch-rosenkreuzerischen Oppositionsbewegung gegen Schulwissenschaft und orthodoxe Kirchenlehre fand *Figulus* „himmlische Warheit“. Entsprechend konzentrierten sich seine herausgeberischen Anstrengungen auf die „edle“, „thewre“ und „hochlöbliche“ Kunst „Alchymia“, so daß *Figulus* später im Rufe stand, den „Lapis philosophorum“ erlangt zu haben²⁷.

Ebenso wie *Figulus* war auch *Faust* (1663/1707), der bislang unbemerkt gebliebene Zweitherausgeber des „Augmentums“, ein intimer Kenner der alchemistischen Fachliteratur²⁸. Seine Schriften, darunter ein „Dictionarium alchemisticum“, vertragen eine größere Belesenheit und sie dürfte auch ihn zweifel-

bekannt („familiarissimus“) gewesen ist. Auf engere Verbindungen zu diesem Gebiet deutet auch der Umstand, daß *Figulus* 1607 vom Paracelsisten *Adam Haselmeyer*, der bei Hall in Tirol lebte und wegen seiner 1612 verfaßten „Responson“ zur Rosenkreuzer-„Fama“ bekannter geworden ist, einen „Proceß“-Text erhalten hat (*Karl Sudhoff*: Versuch einer Kritik der Echtheit der Paracelsischen Schriften, T. 2, Paracelsische Handschriften, Berlin 1899, S. 725) und im „Rosarium“ (Anm. 5, S. 48) ein pseudoparacelsischer Text enthalten ist, den er von dem „hoherfahrenen Chymicus“ *Maximilian von und zu Baumgarten* (ein Angehöriger der Augsburger Familie *Baumgartner*, die ihr Vermögen im Tiroler Bergbau erwarb) vermittelt bekam. In dieselbe Richtung lenkt die Widmung der *Ventura*-Übersetzung im „Rosarium“ an die hochstehenden Klagenfurter *G. A. Rauber* und *Ch. Roithner* und an *Ch. Erben*, Bürgermeister von Hall. – Einen Hinweis auf den Zeitpunkt gibt *Figulus* in der „bey Straßburg“ (wohl Hagenau) 1608 abgefaßten Vorrede zu seiner Ausgabe von „*Philippi Theophrasti Paracelsi* Kleine Wund-Ärtzney (...) Sampt zweyen (...) Tractatlein *H. Bartholomaei Karrierters*“, Straßburg: P. Ledertz 1608 (Expl. HAB Wolfenbüttel).

²⁰ *Will-Erich Peuckert*: Das Rosenkreuz. Mit einer Einleitung hrsg. von *Rolf Christian Zimmermann* (= Pansophie 3), Berlin 1973, S. 108.

²¹ *Diarium Martini Crusii* 1600–1605. Hrsg. von *Reinhold Stahlecker* und *Eugen Staiger*, Tübingen 1958, S. 668.

²² Vgl. die Vorreden zur „Pandora“ (Anm. 16) und zum „Rosarium“ (Anm. 5) bzw. die Auszüge bei *Peuckert* (Anm. 15), S. 358–362 sowie zur *Paracelsus/Karrierters*-Ausgabe (Anm. 19).

²³ *Lamenta sive carmina lugubria*, Mainz: J. Albinus 1602 (Expl. UB Heidelberg; verfaßt auf den Tod des Nassau-Saarbrücker Grafen *Johann Casimir*).

²⁴ *Psalmi CXIX regii prophetae Davidis paraphrasia*, 1602 (British Museum. General catalogue of printed books, Bd. 72, London 1961, Sp. 1050).

²⁵ Vgl. *Crusius* (Anm. 21), S. 91.

– Offenbar hatte sich *Figulus* mit diesem mir nicht erreichbaren Gedicht den „Amwaldinischen Poeten“ *Justus Zimmermann*, *Johannes Munsterus*, *Laurentius Rhodoman*, *Johannes Lauterbach* (1592) oder *Conradus Leius* (1593) zugesellt (Einzeldrucke besitzt die HAB Wolfenbüttel), die *A. Libavius*, Gegenbeinhold von der Panacea Amwaldina, Frankfurt: P. Koppf 1595 (Expl. HAB Wolfenbüttel), Vorrede und S. 115, mit Seitenhieben bedachte.

²⁶ Vgl. Dedikation der „Thesaurinella“ (Anm. 16), S. Aijv f. – *Tanck* ist der „Paradisus“ (Anm. 17) gewidmet und *Figulus* war am Druck einer Schrift von *Heinrich Khunrath*: *De igne magorum philosophorumque secreto externo et visibili*, Straßburg: L. Zetzner 1608 (Expl. UB Freiburg) beteiligt, der er ein (später *Johannes Arndt* zugeschriebenes) „Judicium“ über vier Figuren im „Amphitheatrum“ *Khunraths* beifügte.

²⁷ *J. J. Chymiphilus*: Der wahren Chymischen Weisheit Offenbarung/Das ist (...) Entdeckung der Materie/Welche genommen werden muß/wann man den (...) Lapidem philosophorum Tincturam Universalem machen will; Aus vielen Theophrastischen Handschriften, o.O. 1720 (Expl. UB Heidelberg), S. 172.

²⁸ Zu *Faust* vgl. *John Ferguson*: *Bibliotheca Chemica*. A catalogue of the alchemical, chemical and pharmaceutical books in the collection of the late James Young of Kelly and Durris, Glasgow 1906 (= Reprint London 1954), I, S. 265 f.

⁸ *Karl Sudhoff*: *Bibliographia Paracelsica*. Besprechung der unter *Hohenheims* Namen 1527–1893 erschienenen Druckschriften, Berlin 1894 (= Reprint Graz 1958), Nr. 283, S. 484.

⁹ *Hermann Schelenz*: *Geschichte der Pharmazie*, Berlin 1904 (= Reprint Hildesheim 1965), S. 248.

¹⁰ *Hervig Buntz*: Deutsche alchemistische Traktate des 16. und 17. Jahrhunderts, phil. Diss. München 1968, S. 66; ders., Die europäische Alchemie vom 13. bis zum 18. Jahrhundert. In: *Emil Ernst Ploss* (u. a.), *Alchimia*. Ideologie und Technologie, München 1970, S. 198.

¹¹ *Figulus* (Anm. 5).

¹² *Johann Michael Faust* (Hrsg.): *Compendium alchymist. novum, sive Pandora Explicata & Figuris Illustrata*. Das ist/die Edelste Gabe Gottes/Oder Ein Guldener Schatz, Frankfurt/Leipzig: J. Ziegler (Expl. LB Stuttgart), S. 682–685 (Textwiedergabe nach dem „Rosarium“ *Figulus*, Anm. 5). Das „Compendium“ erschien nochmals unter dem Titel „*Francisci Epimethei Pandora*“, Hamburg 1727.

¹³ *Schelenz* (Anm. 9), S. 248.

¹⁴ *Buntz* (Traktate, Anm. 10), S. 66.

¹⁵ Nach einer „Geschichte *Figuli*“ verlangte schon *Will-Erich Peuckert* (Pansophie. Ein Versuch zur Geschichte der weißen und schwarzen Magie, Berlin 1956, S. 362). Eine biobibliografische Untersuchung wäre um so lohnender, als sie wichtige Aufschlüsse über den „Paracelsismus“ eines gegenwärtig nur schemenhaft kenntlichen Kreises erbringen dürfte.

¹⁶ Abfassungsort der Vorrede von 1607 zum „*Paradisus aureolus hermeticus*“, Frankfurt: N. Stein 1608 (Expl. UB Tübingen) und der ebenfalls auf 1607 datierten Vorreden zum „*Rosarium*“ (Anm. 5) und zur „*Pandora Magnalium Naturalium Aurea et Benedicta, De Benedicto Lapidis Philosophorum Mysteriorum*“, Straßburg: L. Zetzner 1608 (Expl. UB Heidelberg). Auf einen Aufenthalt in diesem Gebiet weist auch ein Vermerk vom Straßburger Kanonikus *Johannes Gefßler*, von dem sich im Cod. Wellc. 310 ein Alchemietext „a. D. *Benedicto Figulo* ex ipsius libro descripta“ erhalten hat. Vgl. S. A. J. Moorat: *Catalogue of Western Manuscripts on Medicine and Science in the Wellcome Historical Medical Library*, Bd. 1: *Manuscripts written before 1650 A. D.*, London 1962, S. 197.

¹⁷ Abfassungsort der Vorrede von 1607 zum „*Paradisus aureolus hermeticus*“, Frankfurt: N. Stein 1608 (Expl. UB Tübingen).

¹⁸ Abfassungsort der Vorrede von 1609 zur „*Auriga benedictus spagyricus minor, majoris prodromus, in nemus Auriferum transvehens*“, Nürnberg: G. L. Fuhrmann 1609 (Expl. UB Tübingen).

¹⁹ Dies erklärt *Figulus*’s Kenntnis von Alchemietexten aus der Feder vom Chymicus *Georg Füeger*, die er im „*Hortulus olympicus aureolus*“ (= Teilstück der „*Thesaurinella*“, Anm. 16, S. 210–216) mit dem zutreffenden Vermerk veröffentlichte, daß der „*avus*“ des Verfassers (gemeint ist der Schwazer Gewerke *Siegmund Fieger* [Füeger]) mit *Paracelsus* nah

los daran gehindert haben, einen alchemiefindlichen Text unter die „philosophischen Kernsprüche“ einzureihen und mit ihm konkordanzartig eine „Pandora“-Textpassage zu erläutern.

Über den Urheber des „Augmentum solis Theophrasti“, der wohl am ehesten im großen Kreis paracelsistischer Alchemisten um 1600 zu suchen ist, sind keine verlässlichen Aussagen möglich. Auch über die von *Figulus* benutzte Druckvorlage ist nichts näheres bekannt. Möglicherweise hat sich *Figulus* auf eine handschriftliche Überlieferung gestützt, die ihm vielleicht von einem seiner Textvermittler, unter ihnen *Johann Georg Cress²⁹*, *Georg Schwalenberg³⁰*, *Maximilian von und zu Baumgarten* oder *Adam Haselmeyer³¹*, zugekommen sein mag.

Der Textinhalt läßt in Pseudoparacelsus einen Autor erkennen, dem Alchemistenspott ferne lag: Konform mit zahlreichen Alchemieschriften wird die Ausgangssubstanz für den augmentatio-Prozess mit einem Decknamen bezeichnet. Der Hinweis, daß sich die „Juden“ mit „Gold“ nähren, läßt annehmen, daß bei dem Prozeß neben den rotfarbigen „Juden“ auch Gold zu verwenden ist. Der Prozeß selbst vollzieht sich in mehreren Operationen, die darauf zielen, einen durch „reductio“ in Gold wandelbaren „Schweiß“ zu gewinnen. In diesen verfahrenstechnischen Zusammenhängen werden weitere Substanzen und Geräte erwähnt. Um bestimmte Stufen des „Juden“-Wandlungsvorgangs anzudeuten, greift der Verfasser öfters die Farbtermini „schwarz“, „weiß“ und „rot“ auf, die in sonstigen Prozeßbeschreibungen die „nigredo“- und „albedo“- und „rubedo“-Phase bezeichnen. Waschen, reinigen, baden in einem „trockenen Wasser“ bzw. „Wasserbad“ spielen bei den Prozeduren, denen die Arkansubstanz „Jude“ unterworfen wird, eine zentrale Rolle. Seine Vorschriften zeigen den Verfasser einmal mehr in lockerer Übereinstimmung mit vielen anderen Alchemieschriften, in denen topoihaft immer wieder gefordert wird, zu „waschen, daß weiß werde“³², den „Leib“ mit „Wasser“ reinzuwaschen, die schwarzfleckige Latona oder der „Weisen Ertz“ (corpora) in „Wasser“ zu reinigen, den König im „lüftigen Wasserbad“ schwitzen zu lassen³³ oder König und Königin in ein „philosophisches Bad“ zu führen und zu waschen³⁴. Insgesamt gesehen liegt mit dem „Augmentum“ eine konventionell aufgebaute und in Wortwahl und Vorstellungsgut mit anderen frühneuzeitlichen Alchemieschriften verwandte Prozeßvorschrift vor, der die in bislang bekannten Alchemiesatiren des 16. und 17. Jahrhunderts üblichen Argumentationsweisen und literarischen Mittel fehlen.

Das bei bisherigen Urteilen unbeachtet gebliebene Hauptmerkmal des Textes sind seine arkan sprachlichen Eigentümlichkeiten, auf die indes der Schlußvermerk „Beatus autem & Felix Qui Haec intellexerit, satis occultata ab oculis insipientium“ eigens aufmerksam macht. Sie rücken den Text in jenen umfänglichen Flügel der Alchemieliteratur, in dem man

absichtsvoll Decknamen und andere Techniken verhüllender Rede benutzte, um bestimmten Lesergruppen das Verständnis zu erschweren oder einer mißbräuchlichen Textrezeption zu wehren³⁵. Für dieses fachschriftstellerische Bemühen, bestimmte Gegenstände bewußt in obscuritas zu hüllen (das tendenziell Bestrebungen „dunkler“ Dichter der Moderne nicht unähnlich ist), bietet die Alchemieliteratur eine ansehnliche Beispielfülle. Zu dieser Masse arkan sprachlicher Fachtexte gehört auch das folgende „Aenigma philosophicum de secreto Physicorum“³⁶:

Nim das blawe vom Himmel oder den blawen Luft/ und das grüne auß der Erden/deß ersten zehen theil/und deß andern ein theil/separe die das überflüssige davon/und alsdann in einem alten Filtzhut über dem Fewr gekochet/ biß die zwey eines werden/so wirstu zu deinem Begehren kommen.

Obwohl seit spätmittelalterlicher Zeit „Himmelblau“ verschiedentlich genanntes Ingredienz rezeptartig geformter Spotttexte ist, und auch die empfohlene Feuerkochung in einem Filzhut an Scherzrezepte denken läßt, die der Nonsensliteratur nahestehen und das fachliche Unvermögen von Apothekern und Ärzten geißeln³⁷, – gleichwohl dürfte man analog zum „Augmentum“ mit der Annahme fehlen, daß es sich bei dem „Aenigma“ um eine Alchemiesatire handelt. Die gemeinte Sache bei derartigen Arkantexten aufzudecken, gehört freilich zu den schwierigeren Aufgaben der Alchemiegeschichte, zu deren Lösung kein methodischer Königsweg sich auftun dürfte. Vielmehr wird jeweils unter umfassender Berücksichtigung von sprach-, literatur- und fachgeschichtlichen Gesichtspunkten u. a. zu prüfen sein, ob sich in der verdeckten Rede seichte Mystifikation, Scharlatanerie, Unwissenheit oder Willkür niederschlugen, oder ahndungsvoll erfaßte Sachverhalte sich ausdrücken, ob Merkmale einer systematisch-überlegten Verschlüsselung sich zeigen oder ob es sich um Modifikationsformen arkan sprachlichen Erbguts handelt. Auch ist mit arkan sprachlichen Mitteln zu rechnen, die ihre Verwendung der lebhaften Assimilation von Wissensgut aus Astrologie, Theologie, antiker Mythologie und Dichtung verdanken. Auf einer solchen Transposition alchemiefremder Überlieferung in die Alchemieliteratur beruht beispielsweise der folgende pharmazeutische Arkantext eines Paracelsisten, der zur Bereitung eines „panacea“, „medicin“, „arcanum“, „phalaia animalis“, „microcosmischer Stein“, rotfarbiges „Meersaltz“ genannten Allheilmittels anleitet. *J. Ph. Rhumelius* beschreibt die Behandlung der unter bestimmten Gestirnstellungen zu sammelnden Ausgangssubstanzen „Meerwasser“ bzw. „versalztes Brunnenwasser“³⁸:

Wann nun auff diese Weiß das Saltzwasser colligirt und sufficienter gesamlet worden/da soll man damit einen Storchkopff erfüllen/doch also/damit er einen Theil voll/ die zween Theil aber leer bleibt/auff diesen Storchkopff soll man zu oberst im Eingang deß Schnabels einen Habichs Kopff lutiren, der eine krumme Nasen habe/alsdann einen grossen Stirnagen darvor legen/und den Storchkopff in heissen zerfallenen Eichbaum setzen/so werden die Melusinae hin und wieder in diesem Meerwasser sich sehen lassen/und diß im Anfang deß Frühlings/wann aber die Sonn im Löwen gehet/der Sommer herzu nahet/und die Sonn in den Hundstagen am hitzigsten scheinet/so werden die Melusinae verschwinden/und sich an dessen statt unzählich viel Pigmei und Erdmännlein sehen lassen/welche mit solcher Behendigkeit den Storchschnabel hinauff und herab steigen/das sich männiglich darüber zu verwundern hat.

²⁹ Den Heidelberger „philochemicus“ nennt *Figulus* in der „Pandora“ (Anm. 16), S. 273, 275.

³⁰ Aus seiner Bibliothek gab *Figulus* die (pseudo-)paracelsische Schrift „Von der Tinctur Antimonij und oleo Stibij“ heraus (vgl. *Khunrath*, Anm. 26, Titelblatt; der Text fehlt im Expl. der UB Freiburg) und er widmete ihm das „Rosarium“ (Anm. 5). Der Kanonikus am Stift St. Peter im hesischen Fritzlar scheint im Kreis paracelsistischer Alchemisten eine bedeutendere Rolle gespielt zu haben, denn auch *Franz Kieser* (Cabala Chymica. Concordantia Chymica. Azot Philosophorum). Solificatum, Mühlhausen: J. Spieß 1606 [Expl. SB München] oder *Johannes Thölde* (De occulta philosophia [...]. *Basilij Valentini*, o.O.: J. Apel 1611 [Expl. UB Tübingen]) widmeten ihm Ausgaben alchemistischer Texte.

³¹ Vgl. Anm. 19. – Als Textvermittler kommt vielleicht auch *Johann Baptist von Seebach* in Betracht, der in der *Figulus* eine elegia dedicatoria richtete (Thesaurinella, Anm. 16, T. 3, S. 109–111) und zu dem nach Ausweis seiner Dedikation auch *Alexander von Suchten* (Mysteria Gemina Antimonij, hrsg. von *Johannes Thölde*, Nürnberg: J. Hoffmann 1675 [1613], Traktat II [Expl. UB Heidelberg]) in Verbindung stand. Schließlich will *Figulus* von *Kurfürst Friedrich von Brandenburg* einen Alchemietext erhalten haben („Auriga“, Anm. 18, Dedikation an Markgraf *Joachim Ernst von Brandenburg*).

³² Splendor solis (Faksimile von Cod. germ. fol. 42, Berlin, Staatsbibliothek), eingeleitet von *Gisela Höhle*, Wiesbaden 1972, Bl. 52, dazu die bildliche Darstellung dieser „Weiber Arbeit“ auf Bl. 53.

³³ Vgl. z. B. Emblem 3, 11, 13, 28 bei *Michael Maier*: *Atalanta fugiens*, hoc est, Emblemata nova de secretis naturae chymica, Oppenheim 1618 (= Faksimiledruck, mit einem Nachwort von *Lucas Heinrich Wüthrich*, Kassel/Basel 1964) und den Kommentar von *H. M. E. de Jong*: *Michael Maier's Atalanta fugiens. Sources of an alchemical book of emblems* (= Janus, Suppl.-bd. 8), Leiden 1969.

³⁴ Vgl. z. B. Emblem 63, 64 bei *Daniel Stoltz*, Chymisches Lustgärtlein, Frankfurt: L. Jennis 1624 (= Faksimiledruck, mit einer „Einführung in die Alchimie des „Chymischen Lustgärtleins“ und ihre Symbolik“ von *Ferdinand Weinhandl*, Darmstadt 1964).

³⁵ Zum Problemkreis siehe *Maurice P. Crosland*: Historical studies in the language of chemistry, London/Melbourne/Toronto 1962; *Gerhard Eis*: Von der Rede und dem Schweigen der Alchemisten. In: ders., Vor und nach *Paracelsus*. Untersuchungen über *Hohenheims* Traditionsverbundenheit und Nachrichten über seine Anhänger (= Medizin in Geschichte und Kultur 8), Stuttgart 1965, S. 51–73.

³⁶ *Liberius Benedictus* (Hrsg.): Nucleus sophicus, oder Auslegung in Tincturam Physicorum Theophrasti Paracelsi, Frankfurt: L. Jennis 1623 (Expl. LB Darmstadt), S. 74.

³⁷ Vgl. *Joachim Telle*: Das Rezept als literarische Form. Bausteine zu seiner Kulturgeschichte. In: Medizinische Monatsschrift 28, 1974, S. 389–395.

³⁸ *Johannes Pharamundus Rhumelius*: Medicina Spagyrica Tripartita Oder Spagyrische Artzneykunst in drey theil getheilt, Frankfurt: Ch. Hermsdorf 1662 (Expl. UB Freiburg, das einst dem Apotheker *Johann Conrad Meyer* gehörte), S. 224 f.

Diese Erdmännlein nun tragen in sonderbaren hierzu deputierten Wasser Eymmerlein/dz allersubtileste Saltz so in diesem Meer gefunden wird/hinauff biß in den Habichtskopff/allda sie es in einen Hauffen zusammen setzen/daß übrige Wasser/so dabey gefunden wird/schütten sie also balden durch die Habichtsnasen in den Stirnmagen/welches sie so lange repetiren biß die Erdmännlein verschwinden und alles Saltz auß dem Meer getragen wird.

Stoffliche und verfahrenstechnische Vorgänge werden in diesem märchenhaft anmutenden Fachprosatext hauptsächlich dadurch verdunkelt, daß die konventionelle medizinisch-pharmazeutische Fachsprache aufgegeben wird zugunsten einer „parabolischen Rede“, die sich aus der im „Liber de nymphis, sylphis, pygmaeis et salamandris“ dargelegten (pseudo-)paracelsischen Lehre von den Elementargeistern ableitet³⁹. Sollte sich in nämlicher Weise auch der Verfasser des „Augmentums“ an eine nichtalchemistische Schrift angelehnt haben?

So könnte die Nennung von *Alexander dem Großen* darauf deuten, daß Pseudoparacelsus eine Überlieferung aus dem Umkreis der Alexandersagen bekannt gewesen ist. Sein Hinweis, Alexander habe die „Juden“ in den kaspischen Bergen eingeschlossen, zwingt an Nachrichten über Wundersteine zu denken, von denen man erzählte, daß sie von Alexander auf seinen Zügen entdeckt worden sind. Wie die Rezeption des pseudoaristotelischen „Steinbuchs“ zeigt, haben Alchemisten derartige Alexandersagen beachtet und überarbeitet⁴⁰, so daß man versucht ist anzunehmen, daß Pseudoparacelsus, wenn nicht, was zu prüfen bleibt, an einen Alexander zugeschriebenen Alchemietext⁴¹, so an eine Alexander-Erzählung oder Steinmonografie von ähnlichem Inhalt wie die vom sich selbst vermehrenden „Judenstein“⁴² angeknüpft hat. Auch bleibt zu erwägen, ob eine 1562 gedruckte „Neuwe Zeittung. Von dem grossen Heer der roten Juden, so auß den Gebirgen, Caspij

genant, in Asia herfür kommen“, von Einfluß auf den „Augmentum“-Verfasser gewesen ist⁴³.

Manches spricht jedoch dafür, daß die Wahl des Tarnnamens „Jude“ und die aus ihm sprachlich stringent entwickelte Prozeßvorschrift von keiner genau fixierbaren literarischen Vorlage bestimmt worden ist. Vielmehr scheint Pseudoparacelsus bei der Wahl dieses Terminus, der in geläufigeren Lexika unverzeichnet ist⁴⁴, auf einer seiner Zeit eingeschliffenen Vorstellung vom Juden zu fußen, nach der man bekanntlich „den“ Juden für einen unreinlichen, geld- und goldgierigen, gewinnstüchtigen Zeitgenossen hielt, der sich weitaus besser als andere Menschen darauf versteht, mit dem Gold zu wuchern und seine Schätze schnell zu mehren. Offenbar handelt es sich also bei „Jude“ um einen redenden Decknamen, der die bezeichnete Sache verhüllt, zugleich aber die reinigungsbedürftigen und goldmehrenden Eigenschaften der arkanen Ausgangssubstanz zu erkennen gibt; hervorgegangen aus der Spannung zwischen Esoterik und Exoterik, spiegelt seine Wahl ein allgemeines Charakteristikum alchemistischer Schriften.

Zwar konnte gezeigt werden, daß das „Augmentum“ nicht von *B. Figulus* verfaßt worden ist und auch keine Alchemiesatire darstellt. Eine auch fachlich-„chemisch“ befriedigende Deutung des pseudoparacelsischen Textes kann jedoch erst mit einer verlässlichen Identifizierung der arkanen Grundsubstanz für den augmentatio-Prozeß geleistet werden. Rotfarbig, goldmehrend und in Gebirgen zu finden, – könnte es sich um eine aus dem Mineralreich stammende Materie handeln? Wir müssen eine wichtige Frage unbeantwortet lassen und geben sie hiermit an den Leser weiter: Was für eine Substanz bezeichnet „roter Jude“?

⁴³ Diese mir nicht erreichbare Schrift verzeichnete *Emil Weller*: Die ersten deutschen Zeitungen. Herausgegeben mit einer Bibliographie (1505–1599), Tübingen 1872 (= Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 111), S. 173, Nr. 257.

⁴⁴ So z. B. bei *Martin Ruland*, *Lexicon Alchemiae*, Frankfurt 1612 (= Reprint Hildesheim 1964) oder im „Oraculum“ von 1755 (*Wolfgang Schneider*: Lexikon alchemistisch-pharmazeutischer Symbole, Weinheim 1962).

Anschrift des Verfassers: Dr. Joachim Telle,
Obere Rombach 3
D-69 Heidelberg

MITTEILUNGEN

für die Mitglieder der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e. V.
Société Internationale d'Histoire de la Pharmacie — International Society for the History of Pharmacy

Postanschrift: Internationale Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e. V., Geschäftsstelle, Apotheker Dr. Gerald Schröder,
D-28 Bremen, Graf-Moltke-Straße 46
Postscheckkonto: Hamburg 3580 34, Dr. Gerald Schröder, Bremen

Schelenz-Plakette 1975

Die Herrn Pharmazierat a. D. Dr. *Werner Luckenbach*, Kurator des Deutschen Apotheken-Museums, im Juni v. Js. verliehene Schelenz Plakette, überreichte Präsident Prof. Dr. *Wolfgang Schneider* dem Geehrten am 30. September 1975 bei dem Eröffnungsfestakt des internationalen pharmaziegeschichtlichen Kongresses in Bremen.

Der satzungsgemäß hier veröffentlichte Begleitbrief zur Verleihungsurkunde hat folgenden Wortlaut:

Herrn Dr. Werner Luckenbach
6900 Heidelberg
Friedrich-Ebert-Anlage 23a

Sehr geehrter Herr Dr. *Luckenbach*!

Wie Ihnen bereits im Juni mitgeteilt wurde, hat die zuständige Kommission der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie beschlossen, Ihnen die

Schelenz-Plakette (1975)

zu verleihen.

Ihre besonders wertvollen Leistungen für die Geschichte der Pharmazie liegen auf dem Gebiet der Museumskunde. Ihrer Initiative war es zu verdanken, daß das Deutsche Apotheken-

Museum im Heidelberger Schloß eingerichtet werden konnte, daß der von früher übernommene Bestand an Gegenständen systematisch ausgebaut wurde und daß dadurch eine vorbildliche Einrichtung entstand, die in der ganzen Welt Anerkennung findet. In Wort und Schrift haben Sie für Fachleute und für die breite Öffentlichkeit auf die Bedeutung von Museen zur Pharmaziegeschichte und auf den Wert ihrer Objekte in fachgeschichtlicher, allgemein kulturhistorischer und besonders künstlerischer Hinsicht hingewiesen.

Wir freuen uns, Ihre unermüdliche und erfolgreiche Arbeit jetzt in einer Weise auszeichnen zu können, die unterstreicht, daß Sie zu den führenden pharmazeutischen Museologen der Gegenwart gehören. Wir wünschen Ihnen für viele weitere Jahre Erfolg bei Ihrer Arbeit im Dienste der Pharmaziegeschichte.

In freundschaftlicher Verbundenheit
W. Schneider (Präsident)

Als Kommissionsmitglieder:
E. Bockhorn-Vonderbank geb. Schelenz, Deutschland
Prof. Dr. G. Folch Jou, Spanien
Doz. Dr. K. Ganzinger, Österreich
Prof. Dr. W.-H. Hein, Deutschland
Doz. Dr. D. A. Wittop Koning, Niederlande